





Ein Interview mit Ingrid Noll

Ich werde mich bemühen, wenigstens schlappe hundert zu werden

Das schönste Geschenk zu ihrem 75. Geburtstag Ende September hat Ingrid Noll ihren Fans gemacht: Soeben ist ihr neuer Roman ›Ehrenwort‹ erschienen, eine bitterböse Familien- und Kriminalkomödie über drei Generationen unter einem Dach. Über ihre eigene Familie, Probleme im Alter und ihre späte Karriere als Schriftstellerin spricht Ingrid Noll in diesem Interview.

Diogenes Magazin: Sie haben erst mit 54 Ihren ersten Roman geschrieben, warum so spät?

Ingrid Noll: Leider hatte ich mich vorher nicht getraut, wollte mich nicht lächerlich machen. Abgesehen davon habe ich jahrelang in der Arztpraxis meines Mannes mitgearbeitet, drei Kinder aufgezogen, gekocht, den Garten bearbeitet, im Chor gesungen, mich im Elternbeirat engagiert und ähnliche Beschäftigungen – nicht ungerne – ausgeübt. Ich hatte nur wenig Zeit und Ruhe zum Lesen und Schreiben, vor allem kein eigenes Zimmer.

Wie haben Ihr Mann und Ihre Kinder damals darauf reagiert?

Verblüfft.

Erinnern Sie sich noch daran, wie der Roman den Weg zum Diogenes Verlag gefunden hat?

So etwas vergisst man nicht. Als ahnungsloses Greenhorn schrieb ich mir beim Buchhändler zehn Verlagsadressen heraus. Zu Hause wurde ich allerdings etwas mutlos. Zehnmal das Manuskript kopieren, zehn Briefe

Nie hätte ich gedacht, dass Autoren einem Wanderzirkus angehören und tingeln gehen wie Straßenmusikanten.

schreiben und wahnsinnig viel Porto ausgeben? Ich beschloss, es erst einmal bei meinem Lieblingsverlag zu versuchen und bei Rücksendung nach und nach bei der Konkurrenz anzuklopfen. Das Klinkenputzen konnte

ich mir zum Glück ersparen, denn der Diogenes Verlag reagierte prompt und positiv.

Wie war der erste Besuch im Verlag, das erste Treffen (oder Telefonat) mit dem Diogenes Verleger Daniel Keel?

Beim ersten Telefongespräch hatte ich keine Ahnung, wer dieser Herr Keel überhaupt war. Er erklärte es mir sehr charmant und geduldig, dann plauderten wir fast eine Stunde lang. Am Ende wussten wir das Wichtigste voneinander, und ich hoffe sehr, dass meine Sympathie ein wenig erwidert wird.

Was haben Sie sich beim Beruf des Schriftstellers ganz anders vorgestellt?

Nie hätte ich gedacht, dass Autoren einem Wanderzirkus angehören und tingeln gehen wie Straßenmusikanten.



An den
Diogenes Verlag AG
- Lektorat für Kriminalromane -
Spracherstrasse 8
Zürich

Weinheir., den 6. Juni 1990

Sehr geehrte Lektoren!

Ich schicke Ihnen meine Kriminalromane
"Rosa's Wandertage".

Die Protagonistin hält sich für eine Benachteiligte,
die ungerecht behandelt wird und zu kurz kommt. Sie
befürchtet, in ihrer Versicherungsfirma als alle
Jahre abgestempelt zu werden.

Mit zweiundfünfzig Jahren verliebt sie sich. Aus die-
sem Impuls entwickelt sie eine bittere Isokraft.
Hindernisse müssen beiseite geräumt werden. Rosamaria
Hirtz geht buchstäblich über Leichen.

Da mein eigener Name weder brennt noch einprägsam
ist, habe ich ein Pseudonym gewählt (Charlotte Katzen-
wälder), auf das ich aber nicht bestohe. Alternativ
zum oben angegebenen Titel kann in Frage "Schubgrube 41".

Mit freundlichen Grüßen

In den Gästebüchern vieler Hotels entdeckt man mit schöner Regelmäßigkeit die Geistesblitze der Kollegen. Ebenso hätte ich nicht so viel Büro- und Pressearbeit erwartet.

Sie haben bis heute unglaublich viele Lesungen in Buchhandlungen und Bibliotheken gemacht, warum? Welches waren die schönsten, welches die anstrengendsten Lesungen?

Schreiben ist ein einsames Geschäft, der Kontakt mit meinen Lesern ist mir daher wichtig. Schön ist es immer, wenn das Publikum an den richtigen Stellen lacht oder überrascht reagiert. Anstrengend wird es, wenn in der ersten Reihe ein schläfriger Zuhörer sitzt, den man selbst mit der Peitsche nicht aufwecken kann. Allerdings gibt es Menschen, die von Geburt an eine missmutige Physiognomie haben, sich aber trotzdem amüsieren.

Welche Frage hat man Ihnen in Interviews am häufigsten gestellt?

Ob mein Mann noch lebt ...

Welche Frage sonderbarerweise nie?

Welche Mordversuche er bereits unternommen hat.

*Der Begleitbrief zum
Manuskript von
»Der Hahn ist tot«*

INGRID



Wie sieht Ihr Alltag aus?

Sehr normal. Ich stehe meistens früh auf, lese im Morgenrock die Zeitung und trinke dabei Kaffee. Ab neun Uhr sitze ich oft am Schreibtisch, um elf trifft man mich vielleicht im Supermarkt, von eins bis zwei in der Waage-rechten, ab drei wieder im Arbeits-zimmer. Am späten Nachmittag wird gekocht und gegessen, danach spielen mein Mann und ich gern eine Partie Scrabble. Allerdings werden diese Gewohnheiten ständig über Bord ge-worfen, wenn zum Beispiel Besuch kommt. Ein Nachmittag pro Woche gehört meinen Enkelkindern. In der Freizeit lese ich natürlich gern. Neben-her koche ich, büggle, fülle Wasch- und Spülmaschine, lasse dabei den Kopf leerlaufen und fühle mich durch pro-fane Arbeit wieder geerdet.

Welche Schreibrituale haben Sie?

Ich brauche viel Licht, einen bequemen Stuhl, einen tadellosen Bildschirm und nicht zu viele Unterbrechungen. Aber ich bin keine Zwangsneurotikerin, die scheitert, wenn nicht alle Blei-stifte gespitzt und nach Größe geord-net parat liegen.

Wer in Ihrer Familie liest Ihre Bü-cher als Erster?

Mein Mann.

Hat Ihre Mutter Ihre Bücher gele-sen?

Meine Mutter konnte nur meine bei- den letzten Bücher nicht mehr lesen. Ihre Kommentare waren die einer stolzen Mama: »Sehr niedlich!«

Welche Leserrückmeldung hat Sie besonders gefreut, welche besonders irritiert?

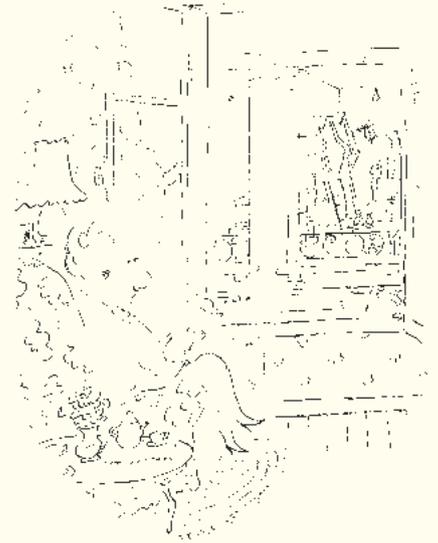
Es freut mich, wenn Leser behaupten, dass ihnen meine erfundenen Protago-nisten leibhaftig über den Weg gelaufen sind. Ein altes Tantchen kränkte mich mit den Worten: »Pfui, wie kannst du nur so etwas Abscheuliches schreiben!«

Woher nehmen Sie die Inspiration für Ihre Geschichten, Ihre Roman- figuren?

Im Laufe meines Lebens habe ich viele Menschen kennengelernt, und dieser Prozess ist noch längst nicht abge- schlossen. Ich beobachte mit Leiden- schaft, ich phantasie gern und muss zuweilen nur eine halbe Stunde in einer Hotelhalle sitzen, um mir einen neuen Typ aus arglosen Passanten zu- sammenbasteln zu können.

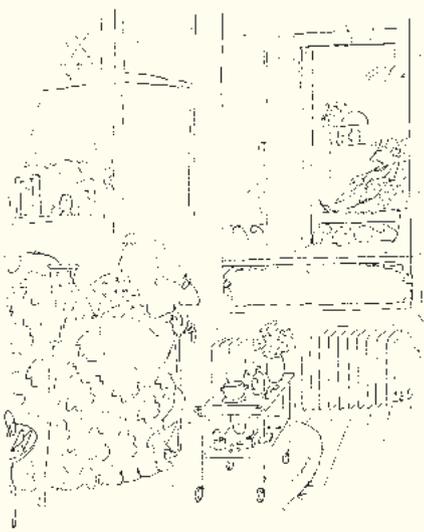
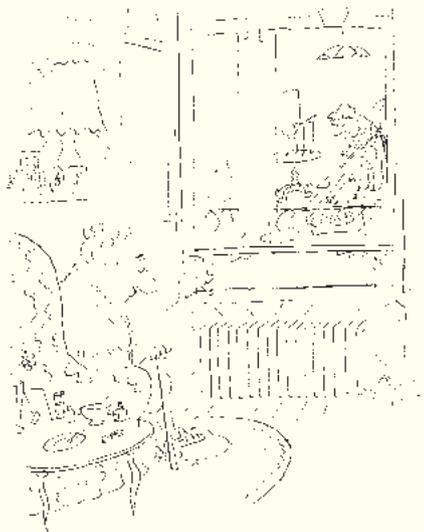
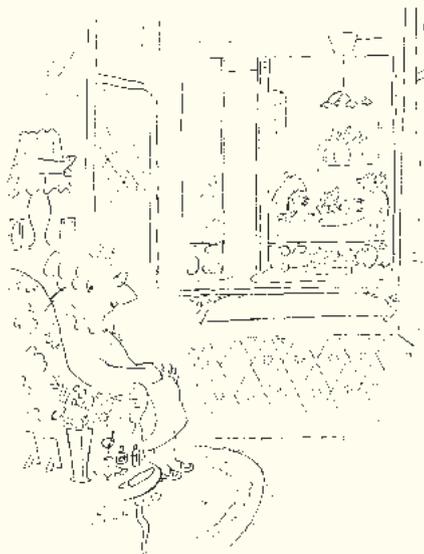
Ihre Mutter ist 106 Jahre alt gewor- den, Sie haben sie 16 Jahre lang zu Hause gepflegt. Wie kam es dazu? Sind Ihre Erfahrungen in Ihren neuen Roman eingeflossen?

Nun, ich musste meine Mutter an- fangs überhaupt nicht pflegen. Als sie mit 90 Jahren zu uns zog, war sie noch



Ingrid Noll mit ihrer Mutter Gertrud
Foto: © Isolde Ohlbaum





in bester Verfassung, arbeitete im Garten, fuhr mit dem Bus zur Bank, strickte und las viel. Sie verlor erst ihre Selbständigkeit, als sie sich das Bein brach, operiert wurde und nur noch wenige Schritte – mit Hilfe – laufen konnte. Natürlich habe ich den Verlust ihrer Vitalität aus nächster Nähe miterlebt und konnte daher authentische Erfahrungen in meinen Roman einflechten.

Wie war Ihr Verhältnis zu Ihrer Mutter, bevor Sie sie zu sich nach Hause genommen haben und während dieser 16 Jahre?

Im Grunde war meine Mutter eine Lady der alten Schule, die sich nicht gehenließ, ein »standhafter Zinnsoldat«, wie ihre Enkel sagten. Als Kind hätte ich mir vielleicht etwas mehr herzliche Zuwendung gewünscht, aber als Erwachsene wusste ich ihre kluge Zurückhaltung und Diskretion sehr zu schätzen. Natürlich hat sich unser Verhältnis geändert, als sie immer hilfsbedürftiger wurde. Aber mein Respekt, wie sie sich ohne Jammern in ihr Schicksal fügte, ist riesengroß. Und meine Dankbarkeit und Zuneigung ebenso.

Wie haben Sie sich um sie gekümmert? Hatten Sie Hilfe von Pflegern?

Meine Mutter hat selbst entschieden, dass sie die peinlichen Angelegenheiten nicht den nächsten Angehörigen zumuten wollte. Also kam morgens

Meiner Mutter habe ich mit der Pudding-Kur das Leben gerettet.

und abends eine Altenpflegerin zum Waschen, Baden, Windeln, An- und Ausziehen.

Wie sah der Alltag aus?

Morgens brachte ich ihr Frühstück und Zahnprothese ans Bett. Gegen neun war sie damit fertig und studierte die Börsennachrichten, dann kam die Pflegerin. Gewaschen und im Fleece-Anzug saß meine Mutter schließlich im Sessel und löste Kreuzworträtsel. Zum Mittagessen servierte ich ihr das

Tablett am Tisch. Am Ende ihres Lebens musste ich sie allerdings oft füttern. Nach dem Essen brachten wir sie wieder zu Bett, wo sie bis drei Uhr Siesta hielt. Danach bekam sie Kaffee und etwas Süßes, um sechs ein Butterbrot, ein Glas Milch und Obst. Schließlich erschien wieder eine Pflegerin und machte sie bettfertig. Wir legten ihr die Fernbedienung und die Kopfhörer in Reichweite und ließen sie allein. Bevor ich selbst ins Bett ging, sah ich noch einmal nach meiner Mutter. Meistens schlief sie bei laufendem Fernseher, so dass ich ihr den Kopfhörer abnahm und das Gerät ausschaltete. Alle sechs Wochen schnitt ich ihr die Haare.

Gern teilten wir ihr mit, was es Neues in der Familie gab, schrieben ihr die Namen der Urenkel auf und zeigten Fotos. Notgedrungen beantworteten wir auch die Anfragen der Krankenkasse und andere Post. Gelegentlich konnte ich ihr auch von meinen Reisen etwas Interessantes erzählen: Zum Beispiel hatte ich einmal eine Lesung im Geburtsort meiner Mutter und wohnte im Haus ihrer Eltern, wo sie ihre ersten Lebensjahre verbracht hatte. Sie freute sich sehr, dass die schöne Jugendstilvilla, 1900 von meinen Großeltern erbaut, jetzt im Besitz einer sympathischen Familie ist. Alles wurde erhalten und behutsam restauriert und modernisiert.

Welche Probleme gab es?

Immer wenn ich unterwegs war, hat mein Mann für meine Mutter gesorgt, und zwar vorbildlich und sehr liebevoll. Aber wir konnten das Haus nicht allzu lange gemeinsam verlassen; der Urlaub musste langfristig geplant werden, damit eines meiner Geschwister ins Haus kam und sich um unsere Mutter kümmerte. Spontanes Wegfahren war nicht möglich. Insofern waren wir in der eigenen Freiheit stark beschnitten.

Worin besteht der Unterschied zwischen dem Aufziehen eines Kleinkindes und der Pflege eines betagten Menschen?

Ein Kleinkind macht ständig Fortschritte, bei sehr alten Menschen ist

das Gegenteil der Fall. Bei einem Erwachsenen neigt man eher dazu, ungeduldig oder gar vorwurfsvoll zu reagieren, wenn etwas partout nicht mehr klappen will. Wenn zum Beispiel das Bett schon wieder neu bezogen werden muss und so weiter.

In Ihrem Roman heißt es einmal: »Nach über fünfzig Ehejahren schweigen sich Paare sowieso die meiste Zeit an, immerhin besser als Streit.« Sie sind über fünfzig Jahre verheiratet, was ist das Geheimnis Ihrer glücklichen Ehe?

Wir schweigen uns eben nicht an, sondern reden oder diskutieren viel miteinander. Wichtig ist, dass wir Platz im Haus haben und uns nicht 24 Stunden täglich auf die Nerven gehen müssen.

Sie haben Germanistik und Kunstgeschichte studiert, das Studium aber abgebrochen, um eine Familie zu gründen. War das im Rückblick die richtige Entscheidung?

Es war natürlich Drückebergerei und nicht empfehlenswert.

Eine der Figuren in Ihrem Roman ist Buchhändlerin und mit einem Ingenieur verheiratet, hat aber eine Affäre mit einem literaturinteressierten Lehrer. Sind gemeinsame Interessen für eine Beziehung wichtig? Ganz ohne gemeinsame Interessen wird eine Beziehung schal. Aber natürlich muss jeder auch eigene Schwerpunkte setzen. Wenn der Mann Fußballfan ist und die Frau gern in die Oper geht, dann sollten sich beide über die Eigenständigkeit des Partners freuen und nicht missionarisch auf ihn einwirken.

Im Roman wirft der Großvater mit lateinischen Sprichwörtern um sich und irritiert damit seine Umwelt. Haben Sie Latein gelernt?

Ich habe zwar das große Latinum (nolens volens), war aber faul und schlecht in diesem Fach.

Sie beschreiben in Ihrem Roman sehr ergreifend (und witzig) das sogenannte Durchgangssyndrom. Haben Sie das bei einem Verwandten erlebt?

Bei meiner eigenen Mutter kam es gelegentlich zu Halluzinationen. Die Verwirrung alter Menschen kann ko-

misch sein, aber auch erschütternd und tragisch. Man sollte nicht versuchen, ihnen die bedrohlichen Wahnvorstellungen einfach auszureden, denn sie sind für den Kranken absolut reell. Aber man kann trösten und versichern, dass sie geschützt werden und ihnen nichts Schlimmes passieren wird.

Im Roman ist Max »der Wunsch gleichaltriger Kommilitonen, möglichst früh aus dem elterlichen Haus auszuziehen« fremd. Wie war das bei Ihren Kindern?

Unsere Söhne sind früh zu ihren älteren Freundinnen übergelaufen, kamen aber als Asylanten zurück, wenn die Liebe erloschen war. Auch die Tochter ging zum Studieren nach Berlin. Glücklicherweise waren alle drei keine Nesthocker, sonst hätte ich immer noch kein eigenes Zimmer.

Wie oft sehen Sie Ihre Kinder, Ihre Enkelkinder?

Ein- bis zweimal pro Woche.

Max pflegt seinen Großvater nach dessen Sturz mit Pudding gesund – ist das ein geheimes Familienrezept?

Meiner Mutter, die nach dem Krankenhausaufenthalt das Essen verweigerte, habe ich wohl mit der Pudding-Kur das Leben gerettet.

Andersherum versuchen die Eltern von Max, den Großvater mit rabiaten Methoden loszuwerden, zum Beispiel mit der Stolpermethode. Wie kamen Sie auf die Idee?

Liegt doch auf der Hand: Hinfällig kommt von hinfallen.

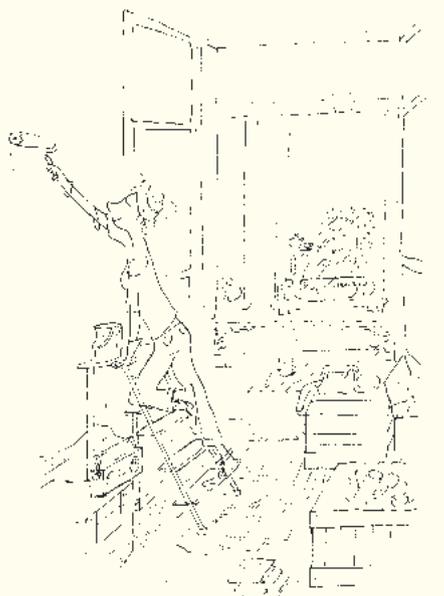
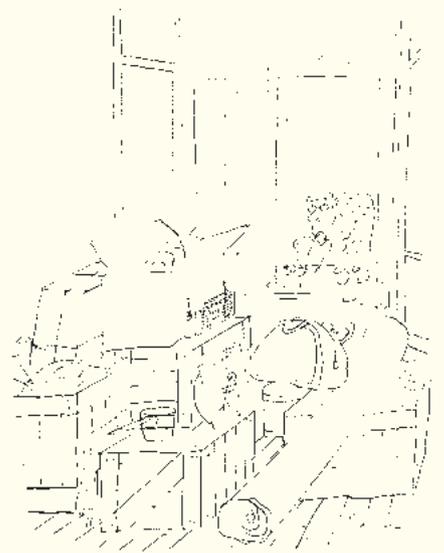
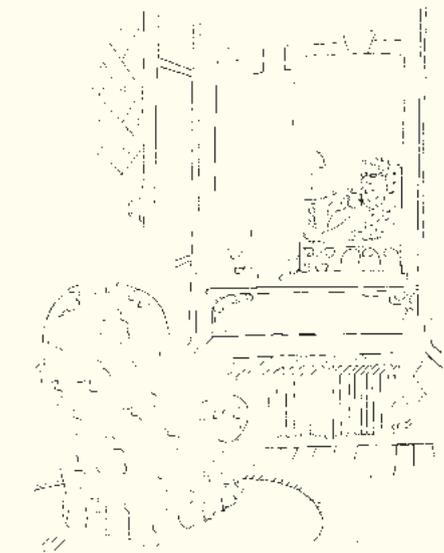
Wie können Sie sich erklären, dass alte Leute von überfordertem Heimpersonal gequält oder sogar umgebracht werden?

Nicht jeder ist für diesen Beruf geeignet. Es gehört viel Geduld, Empathie und menschliche Größe dazu; eigene Bedürfnisse müssen oft zurückgestellt werden.

Lassen sich Frauen leichter betreuen als Männer?

Es ist möglich, dass Frauen besser mit dem demütigenden Verlust der Selbstbestimmtheit fertigwerden.

Könnten Sie sich vorstellen, Ihren Lebensabend in einem Altenheim zu verbringen?





Angeblich existieren Gnadenhöfe für Zirkuspferde; in Wien gibt es zum Beispiel ein Heim für alte Künstler. So etwas könnte doch ganz lustig sein.

Ihre Mutter ist 106 Jahre alt geworden, Ihre Großmutter 105, Sie werden am 29. September 75 ...

Leider bin ich – als notorische Schreibtischtäterin – längst nicht so fit, wie es meine schlanke, asketische Mutter war. Aber ich werde mich bemühen, wenigstens schlappe hundert zu werden.

Welche Kriminalromane mögen Sie?

Als ich vor vielen Jahren Patricia Highsmith entdeckte, war ich sofort begeistert. Unter meinen deutschsprachigen Kollegen und Kolleginnen habe ich ebenfalls Favoriten, neuerdings auch Hansjörg Schneider mit seinen kauzigen Hunkeler-Romanen.

In Ihrem neuen Roman gibt es weniger Tote als in den früheren, warum?

Zuweilen bin ich des Mordens müde, man wirft mir bereits Altersmilde vor. Doch der Tod gehört zum Leben. Im Übrigen sind die Leichen nicht die Hauptsache in meinen Büchern, son-

dern eher eine surreale Ausschmückung. Oder ein Gedankenspiel: Was wäre, wenn böse Gedanken in Taten umgesetzt würden?

Sie sind mit einem Arzt verheiratet, und auch Ihr Vater war Arzt – waren Krankheit und Tod zu Hause immer schon ein Thema?

Mein Vater sprach zuweilen beim Mittagessen über den Verlauf einer Operation, mein Mann konnte auch abends die Sorgen um seine Patienten nicht immer ausblenden.

Wie viele Ideen zu weiteren Romanen haben Sie noch?

Im Vorratsschrank liegt noch ein voller Sack. Es geht mir ja um menschliche Verhaltensformen, und da gibt es unendlich viele Variationen und Möglichkeiten.

Welchen Traum möchten Sie sich noch unbedingt erfüllen?

Anlässlich unserer Goldenen Hochzeit hatten wir unsere Kinder und Enkel zu einem Urlaub nach Apulien eingeladen. Es war traumhaft schön und seltsamerweise absolut harmonisch, so dass ich es in ähnlicher Form

gern wiederholen möchte. Wenn man kleinen Kindern beim selbstvergessenem, kreativen Spiel zuschaut, ist es eine wunderbare Therapie gegen das Altwerden. ● kam

BUCHTIPP



Ingrid Noll
Ehrenwort

Roman · Diogenes

336 Seiten, Leinen
ISBN 978-3-257-06760-6
Auch als Hörbuch

Ingrid Nolls neue bitterböse Kriminalkomödie erzählt von einer Familie, die das Altern anpackt – auf unkonventionelle Art.